

Praktisch-theologische Unterscheidungen

Was muss der Pfarrer? Was kann die Pfarrerin? Was sollen die Pfarrer*innen?

Von Prof. Dr. Jan Hermelink, Professor für Praktische Theologie, Georg-August-Universität Göttingen

**Evangelische Tagungsstätte Hofgeismar,
21. März 2019**

Diese Ausarbeitung meines Referats auf der Tagung »Der Pfarrberuf. Profil und Zukunft« (Hofgeismar, März 2019)¹ verändert das Thema, um das ich gebeten wurde (»Muss-, Kann- und Sollaufgaben im Pfarrberuf«), in mehrfacher Hinsicht. So möchte ich eher die Berufstätigen als den Beruf in den Blick nehmen, frage also nach den Tätigkeiten und Erfahrungen *der Pfarrer*innen selbst*.

Sodann versuche ich, mit den modalen Vorgaben »muss/kann/soll« *eher deskriptiv als normativ* umzugehen. Damit soll das übliche pastoraltheologische Schema, das Michael Herbst auf der Tagung in Hofgeismar leider zutreffend skizziert hat, vermieden werden: Üblicherweise werden nach der doppelten Versicherung, wie wichtig und wie überfordert die Pfarrer*innen gegenwärtig seien, wesentliche Grundaufgaben und entbehrliche Nebentätigkeiten – gerne im Verwaltungsbereich – identifiziert, um dann im letzten Schritt durch die Nennung weiterer, heute wichtiger Aufgaben je eigene Akzente zu setzen und Forderungen zu erheben. Diese durchgehend deduktiv-normative und zudem von außen (oder oben) ansetzende, Form der Argumentation werde ich, von außen und jedenfalls mit einem theologischen Expertenstatus redend, wohl auch nicht ganz vermeiden können. Meine Überlegungen wollen aber, v.a. in den Abschnitten (2) und (4), stärker an den Erfahrungen der Pfarrer*innen selbst ansetzen, wie sie sich aus neueren sozialwissenschaftlichen Untersuchungen entnehmen lassen.

Schließlich ist den Überlegungen zu den pastoralen Pflichten (»Müssen«: Abschn. 2 und 3), den spezifischen Erfahrungsräumen (»Können«: 4) und den Möglichkeiten des Berufs (»Sollen«: 5) ein Abschnitt über »praktisch-theologische Unterscheidungen« (1) vorgeschaltet, der zum Einen einige allzu selbstverständliche Gegenüberstellungen kritisiert, die mir in der Debatte auf der Tagung in Hofgeismar erneut aufgefallen sind,

und zum Anderen die epistemologischen, also die *wissenschaftsmethodischen Hintergrundannahmen* skizzieren, auf deren Basis die folgenden materialen Überlegungen zu verstehen sind. Dieser Teil ist relativ ausführlich geraten – für die Tagung selbst sollte er einen kritisch-konstruktiven Anschluss an die bisherige Debatte leisten; für die hier vorliegende Veröffentlichung skizziert er Grundlinien der praktisch-theologischen Argumentation, die mir auch für andere kirchliche Praxisfelder bedeutsam erscheinen.

1. (Praktische) Theologie als Praxis der Unterscheidung: Einige Lockerungsübungen

Martin Luther – um mit der größten denkbaren Autorität in der evangelischen Kirche zu beginnen – hat bekanntlich die Theologie als Unterscheidungslehre konzipiert: Wer angemessen zwischen Gesetz und Evangelium, zwischen Geist und Buchstabe, zwischen Person und Werk unterscheiden kann, und nicht zuletzt – für die Praktische Theologie besonders wichtig – zwischen dem menschlichen Handeln und dem Handeln Gottes, die oder der ist eine gute Theologin und damit befähigt, die Kirche vor Ort und im Ganzen zu leiten.² Auch für die Praktische Theologie sind begriffliche Unterscheidungen essentiell, um die kirchliche Praxis, auf die sich die praktisch-theologische Theorie bezieht, in ihrer diffusen Weite und komplexen Vielfalt allererst in den Blick zu bekommen und die dort Handelnden zu orientieren. Freilich unterliegen Unterscheidungen dem Risiko, als Bewertungen gehört zu werden, in denen die eine Seite weniger bedeutsam/wichtig/»eigentlich« erscheint als die andere. Diese Gefahr und jener Nutzen praktisch-theologischer Unterscheidungen soll, im Vorblick auf das Thema der beruflichen Aufgaben der Pfarrer*innen, im Folgenden demonstriert werden. Der Untertitel dieses ersten Abschnittes – »Lockerungsübungen« – bezieht sich nicht allein auf die kommunikative Dynamik der Tagung in Hofgeismar, sondern empfiehlt für alles Folgende eine Lesehaltung, die die stets drohende normati-

ve Überlast der pastoraltheologischen Debatte etwas lockerer nimmt.

Wie riskant, weil allzu rasch bewertend bestimmte Unterscheidungen in der kirchlichen Debatte sind, das sei zunächst an drei Beispielen erinnert. So wird immer wieder, auch auf der Hofgeismarer Tagung zum Pfarrberuf, zwischen dem pastoralen *Individuum* und der kirchlichen *Institution* unterschieden, wobei letztere dann rasch autoritär und entmündigend erscheint. Dass auch Individuen autoritär agieren können, und dass viele neuzeitlichen Institutionen der individuellen Freiheit dienen sollen, das wird dann rasch vergessen.

Rhetorisch wirkungsvoll ist sodann die Unterscheidung zwischen der kirchlichen *Organisation* oder »der Verwaltung«, die den Pfarrer (zu) viel Zeit und Energie koste, und dem Engagement für *Spiritualität* oder *Theologie*, für das »im Alltag« viel zu wenig Zeit bleibe. Diese wertende Unterscheidung lebt u.a. von der Differenz zwischen der äußeren Form und dem »eigentlichen« Inhalt – eine Differenz, der die Praktische Theologie kräftig widersprechen muss: Der Inhalt, gerade der religiöse Inhalt ist nur über seine jeweilige kommunikative Form zugänglich und wird von dieser zutiefst geprägt. Aber auch die ganze Unterscheidung zwischen Organisation und Theologie verkennt die kirchentheoretische Einsicht: »Organisation« ist eine wesentliche Bedingung allen kirchlichen, auch allen pastoralen Handelns und verdient darum eigene theologische Reflexion.³ Etwas zugespitzt: Wer als Pfarrer meint, zu wenig »Theologie treiben« zu können, sucht dieses Treiben vielleicht zu sehr am Rand, in den Mußestunden des Berufs, anstatt die mit dem Beruf verbundenen Koordinations- und Strukturierungsaufgaben, also seine Organisation, selbst als Gegenstand theologischer Reflexion zu begreifen.

Eine dritte riskante Unterscheidung betrifft die Opposition von *Allgemeinem Priestertum* und *Pfarramt*, wobei dem letzteren dann oft eine Missachtung des ersteren vorgeworfen wird. Dabei wird u.a. übersehen, dass auch die Pfarrerin, als getaufte Christin, das Allgemeine Priestertum ausübt, und – wichtiger noch – dass die Figur des Allgemeinen Priestertums sich historisch gerade nicht auf eine Position in der Kirche bezieht, sondern die Rechte und Aufgaben aller Christ*innen in ihrem sozialen Alltag beschreibt.⁴ Das Allgemeine Priestertum ist insofern als Begründung des kirchlichen Ehrenamtes ebenso untauglich wie als Begründung für die Laienpredigt oder die Arbeit im Kirchenvorstand.

Eine weitere, in der kirchlichen Selbstbeschreibung gern genutzte Unterscheidung stellt »die Parochie« der (lebendigen) »Gemeinde« gegenüber, wobei der erste Begriff dann für alles stehen kann, was an der gegenwärtigen Form kirchlicher Arbeit vor Ort zu »amtlich«; zu starr, zu obrigkeitlich oder zu einförmig erscheint. Abgesehen davon, dass »Parochie« weder ein kirchenrechtlicher noch ein kirchentheoretischer Begriff, sondern sinnvoll nur auf eine bestimmte historische, in vieler Hinsicht vergangene kirchliche Organisationsform zu beziehen ist,⁵ wird mit dem Begriff der »Gemeinde« die seit Langem umstrittenste Pathosformel des evangelischen Christentums aufgerufen. Je nachdem, ob man mit »Gemeinde« die Rechtsform der »Kirchengemeinde« meint, die – meistens territorial verfasst – als Basis für die Mitgliedschafts-, Finanz- und Leitungsorganisation dient, oder ob man »Gemeinde« eher als Ort vielfältigen ehrenamtlichen und beruflichen Engagements im christlichen Horizont begreift, erscheint dieser Begriff entweder *als basale Versorgungseinheit* oder *als elementarer Erprobungsraum* des kirchlichen Lebens – und je nach Akzentuierung wird dann auch der Pfarrer*in ein ganz unterschiedliches Aufgabenprofil zugeschrieben.

Ohne die Vexierfrage nach der »Gemeinde« hier vertiefen zu können, lässt sich an diesem Begriff doch eine weitere, wichtige Unterscheidung der praktisch-theologischen Reflexion erläutern. Was »Gemeinde« ist, erscheint nämlich v.a. deswegen so umstritten, weil sich in der Verwendung dieses Begriffs regelmäßig *deskriptive und normative Dimensionen* vermischen. Einerseits lebt die kirchliche Rede von »Gemeinde« stets von eigener, biographisch gefärbter und meist auch unmittelbar-praktischer Erfahrung, andererseits werden immer auch neutestamentliche oder reformatorische Bestimmungen aufgerufen, die – im Abstand ist das besser zu erkennen – eher idealen als realistischen Charakter haben: »Gemeinde« sollte, ja muss im Lichte etwa der einschlägigen synoptischen oder der paulinischen Texte so und so leben, handeln und geleitet werden ... Auf diese Weise erscheint die erfahrbare Realität des kirchlichen Lebens vor Ort allerdings in einem recht kritischen Licht, sie erscheint defizitär. Die »eigentliche Gemeinde« steht noch aus und muss durch organisatorische oder mentale Anstrengungen hergestellt werden.

Dieses Changieren zwischen Erfahrung und Norm, und damit zwischen Beschreibung und (kritischer) Bewertung des Gegebenen prägt auch zahlreiche andere Zentralbegriffe der kirchlichen

Debatte, etwa den des Pfarrhauses, des Ehrenamts oder – noch näher beim Thema der Tagung – die Begriffe der Multiprofessionalität (Peter Bubmann) oder der pastoralen Kompetenz (Thomas Schaufelberger). Der Praktischen Theologie kommt hier m.E. vor allem die *Aufgabe der produktiven Ernüchterung* zu: Gegenüber der normativen Aura, die etwa durch die Redewendungen »eigentlich ist ...« oder »ich glaube, dass der Pfarrer ...«, und etwas ausgefeilter durch den Rekurs auf biblische oder Bekenntnistexte aufgebaut wird, erinnert die praktisch-theologische Reflexion daran, dass alle diese Referenzen nicht unmittelbar gelten, sondern einer hermeneutisch-kritischen Vermittlung bedürfen. Sodann stärkt sie die *Wahrnehmung*, die Deskription des Gegebenen: Was lässt sich durch eigene Anschauung, durch kollegiales Gespräch, durch Visitationen und Exkursionen⁶ über die vielfältige Wirklichkeit der kirchlichen Arbeit vor Ort, über die reale Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen, über das faktische Zeitbudget der Gemeindepfarrerinnen eruieren? Und wie lässt sich in dieser kirchlichen Realität dann deren theologische Dignität wahrnehmen; wie lässt sich die – um eine kirchliche Selbstbeschreibung aus der alten DDR zu erinnern – »Zeugnis- und Dienstgemeinschaft«⁷ in der konkreten Praxis (eben nicht herstellen, sondern) als Geschehen entdecken? Mit dieser Haltung soll im Folgenden die pastorale Berufstätigkeit in den Blick genommen werden.

Zuvor jedoch ist noch an zwei andere wichtige Unterscheidungen mit orientierender Kraft zu erinnern. Zum Einen fiel mir auf der Tagung auf, wie häufig vom *Auftrag* der Pfarrerin oder der Kirche im Ganzen die Rede war – etwa mit dem Spitzensatz, die pastorale Arbeit ziele darauf, dass »Menschen sich dem Auftrag anvertrauen«.⁸ Diese Redeweise entspricht vielen kirchlichen Grundtexten, die etwa die Kirche unter den Auftrag stellen, das Evangelium zu verkünden⁹ oder die Pfarrer*innen in der Ordination mit »öffentlicher Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung beauftragen«.¹⁰ Von hieraus erscheint die Frage nach den »Muss-, Kann- und Sollaufgaben im Pfarrberuf«, die mir gestellt wurde, nahezu selbstverständlich. Aus dem Abstand der (praktisch-) theologischen Reflexion jedoch ist daran zu erinnern, dass der »Auftrag« der Kirche wie der Christen dem *Zuspruch* an die Kirche / die Christen nachgeordnet ist: Nur weil die Kirche sich – so sagt es Luther – als »creatura verbi« konstituiert, kann sie das Wort Gottes auch weitergeben;¹¹ nur weil jede Christin in der Taufe als Kind Gottes angesprochen ist, stellen sich im christlichen Leben bestimmte Aufgaben. Ich erin-

neren in diesem Zusammenhang an die Frage des kürzlich verstorbenen Praktischen Theologen Manfred Josuttis, was es eigentlich für die real existierende, organisierte Kirche bedeute, wenn sie »ihren Kontakt zum Herrn der Kirche vor allem im Medium des Auftrags« bestimme.¹² Wie lässt sich demgegenüber, gerade bzgl. der pastoralen Aufgaben, der theologische Primat des Zuspruchs, die Vorordnung des Indikativs vor dem Imperativ in Erinnerung halten?

Schließlich erfordert auch die Rede vom »Pfarrberuf« selbst einige Unterscheidungsleistungen. Diese betreffen nicht nur Analogien und Differenzen zu anderen Berufen oder Berufsbildern,¹³ sondern – elementarer noch – die Erinnerung daran, dass der Pfarr-Beruf – als Ensemble von sozialen Rollenerwartungen, oder als Ziel einer kirchlich geordneten Ausbildung – zu unterscheiden ist von dem, was *die einzelne Pfarrerin, der einzelne Pfarrer* in ihrer beruflichen Praxis erfährt; auch hier ist die Differenz von Norm und Deskription einschlägig. Zudem ist darauf aufmerksam zu machen, die die Pfarrer*in de facto immer im Kontext einer *Berufs-Gruppe* agiert. Dieser soziale Kontext wird spätestens im Vikariat begründet und manifestiert sich sodann immer neu (und anders) in jedem Pfarrkonvent, in den Kursen eines Pastorkollegs und vor allem in den zahlreichen freiwilligen »kollegialen Gruppen« (Ricarda Schnelle), in denen Pfarrer*innen einander besuchen und beraten, Theologie und Praxis reflektieren oder Spiritualität üben.¹⁴ Die Frage nach den (un)abweisbaren Pflichten, nach den Möglichkeiten und nach den Chancen des pastoralen Berufs, der ich mich jetzt zuwende, kann nachhaltig nur im Kontext der kollegialen Reflexion, also in der spezifischen Kommunikation der pastoralen Berufsgruppe selbst bearbeitet werden.

2. Was muss der Pfarrer tun? Gewährleistung des Kirche-Seins

Bezüglich der pastoralen Pflichten liegt eine normative Einfärbung der pastoraltheologischen Argumentation besonders nahe. Um die oben skizzierte Gefahr einer Verwechslung von normativen und deskriptiven Dimensionen zu verringern, beschreibe ich das »Müssen« im pastoralen Beruf zunächst im Medium der regelmäßigen Erwartungen, die an die Pfarrer*innen faktisch, nachweisbar herangetragen werden. Ich verstehe die pastoralen Pflichten also als einen *Erwartungsrahmen*, der sich aus der Kultur- und Organisationsgeschichte des Pfarrberufs im deutschen Sprachraum ergibt und der insofern relativ unabhängig ist von den konkreten Anforderungen

einer Kirchenleitung, einer spezifischen Gemeinde oder eines persönlichen Berufsbildes.

Dieser kulturell-institutionelle Erwartungsrahmen¹⁵ wird dann in einem zweiten Schritt, andeutungsweise, *theologisch* rekonstruiert: Die pastorale Rolle stellt eine (nicht: die einzige) Möglichkeit dar, wie eine soziale Organisation im Horizont des Christentums hierzulande sicherstellt, dass sie dem theologischen Begriff von »Kirche« entspricht. In einem dritten Schritt wird skizziert, was diese soziologische und theologische Beschreibung des Pfarrberufs für die *Ausbildung* der Berufstätigen bedeutet. Auch dieser Schritt bemüht sich um eine deskriptive Erdung, indem auf Grundstrukturen des theologischen Studiums rekurriert wird.¹⁶

2.1. Soziologisch-phänomenologische Beschreibung

Manfred Josuttis hat in seinem Buch »Der Pfarrer ist anders« bzgl. des Titels ähnlich argumentiert: Die Andersheit des Pfarrers (von Pfarrerinnen ist nicht die Rede) hat zwar theologische Gründe, v.a. die pastorale Verkörperung der Differenzen von Gott und Mensch, von Gericht und Gnade, von Wort und Antwort;¹⁷ und diese Andersheit hat auch erhebliche normative Dimensionen: Der Pfarrer ist nicht nur anders, sondern er *soll* und *will* auch anders sein. Gleichwohl setzt Josuttis mit Beobachtungen zur faktischen Alterität des Pfarrers ein: Im Unterschied zu anderen Christ*innen wie anderen kirchlich Tätigen lebt, wohnt und kleidet sich der Pfarrer in besonderes Weise, er vollzieht außeralltägliche Rituale und geht mit Themen um, die Anderen allenfalls am Rande ihres Lebens begegnen. Bis heute gilt also: Die Pfarrperson muss damit umgehen, dass sie – gesellschaftlich, kulturell – *in einer Sonderrolle agiert*, die für das Leben vor Ort zwar wichtig, ja lebenswichtig sein mag,¹⁸ die sie aber gleichwohl in einen (mitunter schmerzlichen) Abstand zum gesellschaftlichen Alltag hält.

Zu dieser Sonderrolle gehört die Erwartung, dass der Pfarrer sich regelmäßig zu bestimmten, durchaus zentralen Themen äußert: Er oder sie, so lässt sich diese Erwartung präzisieren, nimmt *anlässlich biographischer oder kultureller Übergänge* pointiert Stellung zu individuellen Lebensgeschichten, zu gesellschaftlichen Verhältnissen und natürlich zu kirchlichen Anlässen. Ebenso zwingend ist es für die Pfarrerin, sich bei solchen Stellungnahmen *auf die biblische Tradition* zu beziehen: Insbesondere die evangelische Pfarrerin muss (nochmals: »muss« im Sinne einer kulturell-

institutionellen Erwartung) die Bibel zitieren, aktualisieren und auf gegenwärtige Verhältnisse beziehen.

Zu den unvermeidlichen Erfordernissen, die mit dem pastoralen Beruf verbunden sind, gehört sodann – auch das hat Josuttis in unterschiedlicher Weise hervorgehoben – die Auseinandersetzung mit einer Aura des »Göttlichen« oder des »Heiligen«. Etwas allgemeiner formuliert: Mit der pastoralen Rolle ist in vielen Kontexten, von der alltäglichen Begegnung bis zum Seelsorgebesuch, eine erhebliche *religiös-symbolische Aufladung der eigenen Person* verbunden. Mit dieser symbolischen Überhöhung der eigenen Person muss die Pfarrerin umgehen, auch und gerade dann, wenn jene religiösen Zuschreibungen nur teilweise zu ihrem eigenen Bild von sich selbst und von ihren beruflichen Aufgaben passen.

Unhintergebar ist für den Pfarrer sodann die Zumutung, ein »Vorbild« zu sein. Ungeachtet der Frage, wie diese »angesonnene Vorbildlichkeit« (Volker Drehsen) genauer zu verstehen ist,¹⁹ ob sie sich – stärker moralisch – auf die pastorale Lebensführung bezieht oder – eher religiös – auf den pastoralen Umgang mit eigenen Grenzen und persönlichem Scheitern: Auch hier gilt, dass der Pfarrer – und seine Angehörigen – sich mit den normativen Erwartungen auseinandersetzen muss, die das kulturelle Bild des Pfarrers bis heute prägen.²⁰ In dieser Hinsicht ist es für die Betroffenen, für ihre Vorgesetzten wie für die pastoraltheologische Reflexion offenbar besonders schwierig (aber auch nötig), normative und deskriptive Dimensionen zu unterscheiden: Erst die reflexive Distanz zu den moralisch-religiösen Verhaltenserwartungen, die der Pfarrperson entgegen gebracht werden, ermöglicht ihr einen produktiven Umgang mit diesen Erwartungen, der diese weder verabsolutiert noch ignoriert, sondern sie in Beziehung setzt zu einem konzisen, situationsadäquaten Berufsbild.

Der unvermeidliche Umgang mit der pastoralen Vorbildlichkeit verweist sodann auf eine weitere Dimension des Erwartungsrahmens, der die Berufstätigkeit bestimmt, nämlich seine wachsende Pluralität: Je nach kommunikativer Situation und religiöser Tradition, je nach regionalem und sozialem Milieu sind nicht nur die normativen Erwartungen an die Pfarrperson höchst unterschiedlich. Sondern zum pastoralen Beruf gehört auch jenseits der eigenen Lebensführung der ständige *Umgang mit der Vielfalt der Verhältnisse* – und zwar nicht allein im Blick auf die Lebensgeschichten und -erwartungen der Menschen, die der

Pfarrerinnen begegnen, sondern auch im Blick auf die Kirche selbst: Jede Pfarrerin muss sich mit der realen Vielfalt ihrer Gemeinde/n, der Mitarbeitenden und v.a. der Arbeitsfelder auseinandersetzen, die ihr permanent begegnen, vom Kindergarten bis zum Hospiz, vom Gemeindefest bis zur Notfallseelsorge. Die wachsende Pluralisierung, vielleicht gar Singularisierung der modernen Gesellschaft²¹ schlägt sich, so scheint es, gerade in der pastoralen Arbeit nahezu ungefiltert nieder.

Die wachsende Pluralisierung der sozialen und kirchlichen Verhältnisse steht – spätestens seit dem 19. Jahrhundert – im Hintergrund der zunehmenden *Vielfalt kirchlicher Berufe*, die auf der Tagung in Hofgeismar immer wieder Thema wurde. Dabei hat diese berufliche Pluralisierung für den Pfarrer offenbar eine doppelte Konsequenz. Zum Einen wird (vor allem) ihm zugemutet, das Ensemble der Haupt- und Nebenamtslichen, das »*multiprofessionelle Team*« einer Gemeinde od bzw. er eines anderen kirchlichen Arbeitsfeldes mindestens zu begleiten, meist auch zu moderieren – eine Aufgabe, die sich nur selten dem Kirchenvorstand oder einer Geschäftsführerin zuweisen lässt. Und zum Anderen, so die Pröpstin Katrin Wienold-Höcke, bildet die Pfarrperson jene berufliche Vielfalt noch einmal in sich selbst, in den eigenen Kompetenzen ab: Die Pfarrerin muss (!) ihrerseits ein »inneres multiprofessionelles Team« bilden; sie muss für sich selbst mindestens so viel beratende, didaktische, kybernetische und kreative Kompetenzen ausbilden, dass sie das berufliche Team vor Ort angemessen orientieren und ggfs. begrenzen kann. Bisher jedenfalls sieht es also nicht so aus, als würden die diversen Entwürfe zur Profilierung der kirchlichen Berufsfelder, die in Hofgeismar präsentiert wurden, die Pfarrerin von der Anforderung entlasten, in hohem Maße pluralitätsresistent und pluralitätskompetent zu sein.

2.2. Theologische Rekonstruktion

Wie lässt sich dieser kulturell gewachsene, gesellschaftlich verbreitete Erwartungsrahmen, wie lässt sich also die soziale Institution des Pfarrberufs, die der einzelnen Pfarrerin zunächst als Ensemble unabweisbarer Pflichten gegenübertritt, nun theologisch rekonstruieren? Bewusst wird hier nicht nach einer theologischen *Begründung* der Institution »Pfarrberuf« gefragt, weil ein solches Vorgehen jener Institution eine theologische oder gar religiöse Notwendigkeit zuschreiben würde, die sie – angesichts der ökumenischen Vielfalt der Pfarrberufe wie der historischen Kontingenzen jenes Erwartungsrahmens – gerade nicht

hat. Wohl aber lässt sich fragen, ob in jener Institutionalität der pastoralen Praxis, in ihrem realen »Müssen« eine gewisse *religiöse Rationalität* zu erkennen ist. Auf diese Weise würde – im Einzelnen wie im Ganzen – ein theologisch reflektierter Umgang mit jenen Erwartungen leichter werden. In diesem Sinne einer theologischen Rekonstruktion, die immer auch anders ausfallen kann, seien hier drei Aspekte skizziert.

- Auch wenn die »öffentliche Verkündigung des Evangeliums« in der Gegenwart nicht allein vom Pfarrer, sondern auch von Prädikantinnen und Diakonen, von Kirchenmusikerinnen und Religionslehrkräften praktiziert wird, ist es doch faktisch vor allem die pastorale Person, von der zu vielen Gelegenheiten die Artikulation eines religiösen Wortes, und genauer: der biblischen Tradition erwartet wird. Mit Eilert Herms kann hier auf die reformatorische Bestimmung des *ministerium verbi* verwiesen werden, das *verbum externum* in den diversen Kommunikationsformen des gemeindlichen Lebens präsent zu halten,²² und zwar eben als unverfügbares Gegenüber der christlich-religiösen Kommunikation in ihren diversen Spielarten. Die pastorale Berufstätigkeit, zugespitzt: ihre permanente Auslegung des biblischen Wortes steht insofern für die Ursprungstreue der kirchlichen Praxis ein, oder kürzer: für deren *Apostolizität*.

- Die Pfarrerin »ist anders«: In vielen sozialen Situationen, auf der Schwelle des kirchlichen Lebens wie weit außerhalb der kirchlichen Grenzen, markiert sie in ihrer Person, noch vor allem Reden und Handeln und im Einzelnen schwer fassbar, eine *Dimension des Unbedingten*, des Transzendenten, die das gesellschaftliche Leben übersteigt. Von hieraus lässt sich die symbolische, dazu die normative Aufladung der pastoralen Person soziologisch erhellen. Theologisch lässt sich diese Alterität als ein Hinweis auf die Alterität der gesamten Sozialform bestimmen, für die die Pfarrerin steht. Anders gesagt: Die pastorale Berufstätigkeit markiert, nach innen wie nach außen, die *Heiligkeit* der Kirche.

- Ungeachtet der Vielfalt kirchlicher Berufe ist es doch bis auf Weiteres vornehmlich die Pfarrerin, die die »*Multiprofessionalität*« des kirchlichen Handelns zu gestalten hat. Und es ist die Pfarrerin, in deren Praxis sich die wachsende Pluralität der gesellschaftlichen wie der kirchlichen Verhältnisse, bis auf Weiteres, vornehmlich niederschlägt. Insofern kann man

sagen: Die pastorale Berufstätigkeit konfrontiert ihre Subjekte wie alle, die mit ihnen zu tun haben, mit der faktischen Vielfalt der Kirche, oder theologisch-traditionell gesprochen, mit deren *Katholizität*.

Meine theologische Deutung der kulturellen Zumutungen an die Pfarrer*innen hat einen deutlich ekklesiologischen Akzent. Das ist nicht selbstverständlich, sondern kann nochmals markieren, dass auch andere Deutungen der Institution des Pfarrberufs möglich sind. Die ekklesiologische Rekonstruktion dieser Institution erscheint mir jedoch besonders stimmig,²³ u.a. deswegen, weil sie die manifeste Pluralität des kirchlichen Lebens berücksichtigt, die den pastoralen Beruf in der Gegenwart besonders prägt.

Führt man diese kirchentheoretische Rekonstruktionen zusammen, so lässt sich sagen: Der pastorale Beruf ist in der Gegenwart wesentlich dadurch geprägt, dass es in einer sozialen Organisation – das kann eine Ortsgemeinde sein, aber auch ein Diakonisches Werk oder eine Schule – vor allem die Pfarrpersonen sind, die sicherstellen, dass diese soziale Organisation sich in einem starken, theologisch zu verantwortenden Sinne als »Kirche« verstehen kann. Diese theologische Zuschreibung markiert nochmals, wie kontingent das evangelisch-landeskirchliche Profil des Pfarrberufs ist. Für das Kirche-Sein einer Organisation einzustehen: Die Erfüllung dieser Funktion ist für die Kommunikation des Evangeliums (Christian Grethlein) unbedingt notwendig²⁴ – aber der ökumenische Vergleich zeigt, dass diese Funktion nicht unbedingt durch eine akademisch ausgebildete, hauptamtliche, ja beamtete Trägerin ausgefüllt werden muss. Unter den soziokulturellen Bedingungen Westeuropas jedoch dürfte gerade die akademisch-theologische Bildung unabdingbar sein, um jenes ekklesiologische Pflichtprogramm des Pfarrberufs »professionell« zu erfüllen.

2.3 Professionstheoretische Rekonstruktion: Theologische Bildung²⁵

Steht die Pfarrerin für den biblischen Bezug der kirchlichen Praxis, für deren Transzendenz gegenüber dem gegenwärtigen Alltag und für ihre vielgestaltige Weite, so erweist sich die herkömmliche theologische Ausbildung, v.a. im akademischen Studium, als überraschend funktional. Denn das Theologiestudium lässt sich – diesseits seiner konkreten Gegenstände – als eine umfassende Einübung in den Umgang mit sozialer wie religiöser Pluralität und Transzendenz verstehen.

Das betrifft zunächst den starken Akzent auf den biblischen Wissenschaften. Wenn am Beginn des Studiums nicht nur die gründliche Beschäftigung mit den historischen, literarischen und theologischen Aspekten der biblischen Schriften steht, sondern dazu (davor) das Erlernen mehrerer fremder, antiker Sprachen, dann wird den zukünftigen Pfarrer*innen – implizit, aber um so wirksamer – der *Abstand* ihres Studiums, dann auch ihres Berufs *von der Gegenwart* signalisiert. Im Licht der zahlreichen einschlägigen Veranstaltungen, die die ersten Semester des Studiums massiv bestimmen, erscheint das Christentum als eine von alten, fremden Traditionen bestimmte Religion, deren Überlieferung zudem eine enorme Vielstimmigkeit aufweist, die nicht selten klare Widersprüche einschließt. Auf diese Weise übt das Theologiestudium in einen Umgang mit ferneren Kulturen, mit abständigen religiösen Überzeugungen ein, der einen distanziert-reflexiven Umgang mit der gegenwärtigen Vielfalt der Verhältnisse eröffnet, und ebenso deren Konfrontation mit der fremden Widerständigkeit des biblischen Evangeliums.

Die soziale Praxis des Theologiestudiums übt sodann in die anspruchsvolle *Vielfalt der gegenwärtigen Sozialformen der Kirche* ein. Die Studierenden erleben nicht nur die Vielfalt der landeskirchlichen Behörden, zwischen liberaler Weite und strenger Aufsicht, sondern sie behalten meist Kontakt zu ihren Heimatgemeinden und lernen zugleich über die Studienorte (im In- und Ausland) und über ihre Kommiliton*innen ganz andere gemeindliche Verhältnisse, kirchliche Arbeitsfelder und geistliche Gemeinschaften kennen. Dazu kommen institutionelle Kontakte zu Schulen wie zu sozialen Projekten, etwa durch die Hochschulgemeinden. Jedenfalls im Ansatz wird jeder Theologiestudentin deutlich: Christliche Vergemeinschaftung und Selbstorganisation kann auf sehr unterschiedliche Weise geschehen; der pastorale Beruf kann sich daher nicht auf die Begleitung einiger weniger Formen der Frömmigkeit und des kirchlichen Lebens beschränken. Das Studium übt insofern in eben diejenige religiöse, kulturelle und organisatorische Pluralitätskompetenz ein, welche für die Sicherstellung der Katholizität kirchlicher Praxis unabdingbar ist.

Funktional erscheint das theologische Studium für die Institution des Pfarrberufs schließlich insofern, als es in den (Selbst-) Anspruch einübt, sich die ‚Sache‘ des christlichen Glaubens, die hier im Medium der überlieferten Texte wie gegenwärtiger religiöser Ausdrucksformen studiert wird, *persönlich zu eigen zu machen*. Den normativen

Anspruch der Texte wird man in einem Studium, das auf hermeneutische Reflexivität zielt, zwar gerade nicht einfach übernehmen können; gleichwohl kommt die Studentin nicht darum herum, sich eine eigene, theologisch verantwortete Stellung zu diesen normativen Ansprüchen wenigstens keimhaft zu erarbeiten. Die praktisch-theologischen Übungen in der Unterrichts- und Predigtpraxis tun das Ihre dazu, eine eigene theologische Position zu formulieren und diese – ebenfalls keimhaft – auch gegenüber einem Publikum zu vertreten, das die eigenen Überzeugungen nicht teilt.

Insofern kann man jedenfalls für die großkirchlichen Verhältnisse im deutschsprachigen Raum sagen: Zu den Pflichten, die eine Pfarrperson zu übernehmen hat, gehört zuerst und wesentlich das Absolvieren eines akademisch-theologischen Studiums – und zwar im Kontext einer Universität. Denn auf diese Weise bildet sich bei den künftigen Pfarrer*innen ein starkes, weil implizites Bewusstsein von der kulturellen Abständigkeit, der religiösen Fremdheit und der sozialen Pluralität der kirchlichen Praxis, deren Heiligkeit, deren Apostolizität und deren Katholizität sie berufsmäßig zu vertreten haben werden.

3. Was muss die Pfarrerin nicht tun?

Die Frage nach den Kernaufgaben, den unverzichtbaren Pflichten des pastoralen Berufs ist angesichts der beständig wachsenden Anforderungen stets von der Frage begleitet, was denn nun nicht zu jenen Pflichtaufgaben gehören muss. Auch hier öffnet sich den an der Debatte Beteiligten ein großer Spielraum für je individuelle Akzentuierungen; das war bei der Tagung in Hofgeismar wieder einmal zu beobachten. Ich versuche, dieses Dilemma durch einen radikalen Ansatz zu lösen, der wiederum von den faktischen, den empirisch beschreibbaren Verhältnissen in den deutschsprachigen Großkirchen ausgeht. Demnach muss die Pfarrerin offenbar alles das nicht tun, was auch andere kirchliche Akteure, haupt- oder ehrenamtlich, regelmäßig und auf professionellem Niveau tun.

Die Wendung »nicht tun müssen« ist hier also weder als Verbot für den Pfarrer gemeint noch als Abwertung der jeweiligen Tätigkeit, sondern sie soll *entlastend* wirken: Viele, ja die meisten Tätigkeiten, die dem Pfarrer, z.T. seit Langem, gewohnheitsmäßig zugeschrieben werden, gehören – der oben skizzierten theologisch-institutionellen Rekonstruktion zufolge – gerade nicht zu seinen Pflichtaufgaben.

Um mit den meist genannten Kandidaten für pastoral verzichtbare Tätigkeiten zu beginnen: Offenbar gehört es nicht zu den Kernaufgaben des Pfarrberufs, den Haushalt, das Personal oder die Gebäude einer Kirchengemeinde²⁶ zu *verwalten*. Für solche administrativen Aufgaben sind in den meisten Kirchenordnungen andere Gremien oder Positionen vorgesehen; das gilt auch für die Geschäftsführung einer Gemeinde. Daraus folgt beispielsweise, dass Bauaufgaben keine genuin pastoralen Aufgaben sind.

Man kann hier nochmals zeigen, was ein »nicht müssen« für die Pfarrerin heißen soll. Offenbar gibt es Situationen, in denen – aus persönlicher Neigung und/oder aus kontingenter Notwendigkeit – die Pfarrerin, obzwar weder Architektin noch Bauingenieurin, faktisch zur Leiterin einer Kirchensanierung wird. Und es mag auch Fälle geben, in denen alle Beteiligten mit dieser pastoralen Verantwortung einverstanden sind. Gleichwohl sind solche Aufgaben doch nicht Teil des pastoralen Pflichtenkanons – gibt es doch zahlreiche Architekten und Bauingenieure, die mit Gebäuden professioneller umgehen können als der Ortspfarrer. Die theologische Begleitung einer Baumaßnahme, also etwa die Frage, ob ein Kirchenumbau die gottesdienstliche Nutzung des Gebäudes fördert, gehört dagegen gewiss zur Aufgabe der Ortspastorin – aber damit wird sie noch keine Architektin, und sie sollte das auch nicht beanspruchen.

Strittiger, genauer: normativ strittiger mag die Feststellung sein, dass die Pfarrerin keine Pflichtaufgaben *im Gemeindehaus* hat, die über ihre Bildungsaufgaben in der Konfirmanden- oder der Erwachsenenarbeit hinausgehen. Die zahlreichen Gemeindegruppen, die ein Gemeindehaus beherbergen mag, von der Mutter-Kind-Gruppe bis zum Seniorenchor, können – das zeigt die Erfahrung – durch andere Hauptamtliche oder, meist besser, durch qualifizierte Ehrenamtliche geleitet werden, die oft selbst zur Gruppe gehören.

Auch *seelsorgliche Praktiken* wie etwa regelmäßige Hausbesuche, das Angebot Geistlicher Begleitung oder der Beichte sind für den Pfarrer *kein* berufliches »Muss«. Selbstverständlich darf er sich der Bitte um ein seelsorgliches Gespräch, um eine Sterbebegleitung oder einen Beistand in einer religiösen Krise nicht entziehen; denn er steht ja für das verlässliche Versprechen der Kirche, seelische Hilfe aus den Quellen des Glaubens zu bieten. Das heißt aber nicht, dass jede Pfarrerin bestimmte seelsorgliche Arbeitsformen, wie etwa die oben genannten, von sich aus anbieten muss

(!). Sie kann das tun, aber sie muss es nicht. Denn ihre zentrale Pflicht besteht, das ist empirisch wie theologisch begründbar (s.o. 2.), in einer spezifischen kirchlichen Leitungsaufgabe. Die seelsorgliche Begegnung mit Einzelnen kann und wird sich aus der Ausübung dieser Aufgabe immer wieder ergeben und darf dann (!) auch nicht verweigert werden. *De facto* jedoch wird Seelsorge von anderen beruflichen wie freiwilligen Mitarbeitenden der Kirche ebenso, mitunter erheblich »professioneller« praktiziert; insofern gehört sie, so meine ich, nicht zum unabdingbaren Kern des pastoralen Berufs.²⁷

Auf der gleichen Linie wird man sagen können, dass auch die *Leitung von Gottesdiensten* keine exklusive Pflicht, insofern kein »Muss« der Pfarrerin ist. Denn inzwischen werden viele Gottesdienst von Diakonen, von Prädikanten und Lektorinnen sowie von anderen Ehrenamtlichen geleitet, und zwar mit eindrücklichen Predigten und einladenden Liturgien. Das gilt auch für viele Kasualgottesdienste. Wenn die röm.-katholische Kirche heute gelegentlich nicht geweihte Hauptamtliche, z.T. auch geschulte Ehrenamtliche für Bestattungen und Trauungen heranzieht, dann scheint mir dies auch in der evangelischen Kirche gut möglich; faktisch werden Bestattungen bereits gelegentlich durch Diakone geleitet.

Noch einmal sei betont: Was eine Pfarrerin »nicht tun muss«, kann *de facto* doch für viele Pfarrpersonen einen wichtigen Teil ihrer Berufstätigkeit ausmachen – und zwar dann, wenn alle Beteiligten der Auffassung sind, dies sei in der gegebenen Situation und mit den gegebenen Begabungen angemessen. Die hier genannten Aufgaben sind jedoch sämtlich solche, die – so scheint mir – den institutionellen Kern des Pfarrberufs, eben die Darstellung der Apostolizität, der Heiligkeit und der katholischen Vielfalt der Kirche vor Ort nicht betreffen.

Es ist deutlich, dass diese gleichsam reduktionistische Sicht dem Pfarrberuf nur wenige »Kernaufgaben« übriglässt. Dazu gehören vor allem die Leitung der Sakramente Taufe und Abendmahl, weil in deren Vollzug der Grund und die Grenzen der Kirche zur Darstellung gebracht werden. Dies gilt wohl auch für die Leitung der Konfirmandenarbeit sowie für die Leitung besonders öffentlicher Gottesdienste. Noch einmal zugespitzt: Die Pfarrerin wird, um die Kirchlichkeit der gemeinsamen Praxis zu gewährleisten, eher im Hintergrund arbeiten als im Vordergrund; sie ist eher Trainerin als Spielerin, eher Managerin als Frontfrau.

Dieser reduktionistische Ansatz macht im Übrigen ernst mit einer Einsicht, die Stefan Ark Nitsche aus den bayrischen Pfarr- und Berufsbildprozessen entnommen und u.a. in Hofgeismar vorgestellt hat. Viele pastoralen Berufsbilder tendieren dazu, die Aufgaben der Pfarrperson mit den Aufgaben der Kirche gleichzusetzen. Aus dem öffentlichen »Gesicht der Kirche«, das die Pfarrerin darstellt, wird so unversehens der zentrale Akteur der Kirche, der alle Aufgaben übernehmen muss, für die sich niemand anderes findet. Dagegen ist zu sagen, dass der pastorale Auftrag – theologisch wie empirisch begründet – eben nicht darin besteht, die gesamte Praxis der Kirche zu verantworten oder gar in eigener Person aufrecht zu erhalten. Zugespitzt: Die Pfarrerin ist nicht die Kirche – sondern ihre Aufgabe erschöpft sich darin, das Kirche-Sein der Kirche, im o.g. Sinn, sicherzustellen. Alles andere: Alle Gottesdienste, alle Seelsorge und alle kirchliche Gemeinschaftspflege kann sie getrost anderen überlassen.

4. Was kann die Pfarrerin? Gemeinsam theologisch arbeiten – als spirituelle Praxis

Die Reduktion des pastoralen Pflichtenkatalogs auf wenige »Kernaufgaben« der gemeindlichen bzw. übergemeindlichen Leitung soll die eingefahrenen Gleise der pastoraltheologischen Reflexion lockern; damit soll der Blick frei werden für das, was gleichsam vor dem pastoralen »Auftrag«, was diesseits der konkreten »Aufgaben« liegt. Ich erinnere nochmals an Manfred Josuttis' Votum, in der Beschreibung des kirchlichen Handelns – und ebenso des pastoralen Handelns – dürfe nicht der Auftrag das Erste sein, sondern nur der Anspruch. Wo, in welchen Erfahrungen oder vielmehr: in welcher Praxis realisiert sich für die Pfarrer*innen dieses Primat der Gnade, der Rechtfertigung, der Versöhnung? Ich möchte diese Frage in zwei Schritten beantworten, indem ich auf den sozialen Ort solcher Erfahrungen aufmerksam mache sowie auf deren inhaltliche Kontur.

In einer Göttinger Dissertation hat Ricarda Schnelle vor Kurzem die kommunikative Praxis von Pfarrer*innen in sog. kollegialen Gruppen untersucht.²⁸ Dazu zählen etwa Balint- und andere Supervisionsgruppen, theologische Lesekreise und gemeinsame, klösterliche »Oasentage«, dazu zählen Freunde, die sich seit dem Vikariat treffen, oder das monatliche Frühstück benachbarter Pastorinnen. Schnelle erinnert daran, dass die meisten Pfarrer*innen regelmäßig, und oft schon sehr lange an einer oder mehreren solcher kollegialen Gruppen teilnehmen und diese gemeinsamen Zeiten mit großer Energie verteidigen.²⁹

Es sind gut geschützte Räumlichkeiten, abseits der eigenen Gemeinde oder jedenfalls im privaten, nicht im dienstlichen Umfeld, in denen solche Gruppen stattfinden. Ihrem Schutz dient sodann die ausdrückliche Abgrenzung von anderen Berufsgruppen – »Diakone gehören hier nicht her!« – wie von der Kirchenleitung: »Davon muss in Hannover keiner wissen!«. Zu den konstitutiven Praktiken, die Schnelle durch die sorgsame Analyse von Gruppeninterviews rekonstruiert hat, gehört zudem eine recht strikte Disziplin, was regelmäßige und pünktliche Teilnahme betrifft – inklusive deren situativ begründeter ‚Aufweicheung‘.

In positiver Hinsicht sind die Gruppentreffen, bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Teilnehmer*innen und Anlässe, stets durch eine Kombination von geselligem Austausch und inhaltlicher Arbeit bestimmt. Von konstitutiver, nicht zu überschätzender Bedeutung ist das gemeinsame Essen: Es vermittelt die Erfahrung der Gemeinschaft und zugleich der Sorge für sich selbst – beides gehört sonst selten zum beruflichen Alltag der Pfarrer*in.

Untersucht man, wie Schnelle es tut, die typischen Strukturen der jeweiligen Gruppengesprächs genauer, dann zeigt sich ein eigentümlicher, sehr spezifischer Kommunikationsstil, der unterschiedliche Erfahrungen, Positionen und Sichtweisen dezidiert nebeneinanderstehen lässt und auf die Herstellung von Konsens verzichtet, ja inhaltliche Festlegungen geradezu vermeidet. Anders gesagt: Im Medium der pastoralen Gruppen werden die je eigene Berufspraxis so ins Gespräch gebracht, dass sie für andere zugänglich und gleichwohl, ja gerade dadurch in ihrer Besonderheit nicht eingeschränkt wird. Schnelle deutet diesen Kommunikationsstil als permanente »Praxis eines autonomen Wechsels«, der vor allem an den Übergängen der pastoralen Berufsbiographie situiert ist. Pastoraltheologisch lässt sich die Leistung der kollegialen Gruppen dann so beschreiben, dass die Beteiligten »gemeinsam autonom sein« können: In der geselligen, der inhaltlichen sowie rituellen Kommunikation der Gruppe wird der unverfügbare Kern des Pfarrberufs in Szene gesetzt. Die inhaltliche und geistliche Autonomie der pastoralen Praxis wird hier zu einer kollegialen, vergewissernden Erfahrung.

Mit guten Gründen begreift Schnelle die Praxis der kollegialen Gruppen, die sie luzide analysiert hat, als einen konstitutiven Bestandteil des pastoralen Berufs – dieser ist als individuelle, einsame Praxis demnach fundamental unterbestimmt.

Konstitutiv, ja fundamental ist die kollegiale Praxis meines Erachtens nun auch darin, dass sich hier – gewiss in unterschiedlicher Mischung, aber doch stets – *theologische und spirituelle Dimensionen verbinden*, ja ineinander übergehen. Die Gruppen, die in strenger Sachlichkeit »einfach theologisch arbeiten« wollen, beschreiben ihre Gespräche gleichwohl deutlich in religiösen Kategorien; und die Kreise, die sich vornehmlich dem gemeinsamen Gebet, der Meditation oder anderen geistlichen Übungen widmen, verbinden dies doch regelmäßig mit einer theologisch-kritischen Selbstreflexion.³⁰

Auf diese Weise realisiert und konkretisiert die kollegiale Praxis im Pfarrberuf offenbar die spezifisch religiöse Dimension, die nach meiner Überzeugung mit der wissenschaftlich-theologischen Arbeit selbst wesentlich verbunden ist.³¹ Zwar wird »Spiritualität« in den letzten Jahren vermehrt als wichtiger Teil der theologischen Ausbildung begriffen,³² die religiöse Praxis wird aber meistens neben der akademischen Praxis in Vorlesung, Seminar und Selbststudium positioniert. Dabei wird übersehen, dass eben diese wissenschaftliche Praxis der Theologie nur dann ausreichend beschrieben ist, wenn sie ihrerseits als *religiöse Praxis* begriffen wird.

So lässt sich der eigentümliche Abstand zur Gegenwart, der – wie oben (2.3) skizziert – mit dem Erlernen der ‚alten Sprachen‘, mit exegetischen und historischen Veranstaltungen einhergeht, unschwer als *Erfahrung der Freiheit* gegenüber aktuellen sozialen und organisatorischen Zwängen verstehen, als Widerstandspotenzial gegenüber dem »Angriff der Gegenwart auch die übrige Zeit« (Alexander Kluge, 1985). Und die gemeinsame Arbeit an den fremden, oft widerständigen theologischen Texten vermittelt, weil jene Texte auf persönliche Stellungnahme dringen, unweigerlich eine spezifische *geistig-geistliche Erfahrung*, die angemessen nur mit religiösen Kategorien zu beschreiben ist. Oder anders gesagt: Zuerst im theologischen Studium, sodann in den Lerngruppen des Vikariats und daraufhin in den kollegialen pastoralen Gruppen vollzieht sich – nicht neben, sondern in – der theologisch-reflexiven Auseinandersetzung zugleich ein eigentümliches Geschehen des Übergangs, des »autonomen Wechsels« (R. Schnelle), das mit *metanoia* zu bezeichnen nicht übertrieben ist.

Es ist diese gemeinsame, frei gewählte Arbeit mit Kolleg*innen, in denen der Pfarrerin der theologische wie zugleich der religiöse Grund ihrer Praxis zugänglich wird. Oder mit Josuttis formuliert: In

der pastoral-kollegialen Praxis kann sie die Illumination, die Inspiration und die Widerstandskraft erfahren, die sie zu einer ebenso kompetenten wie gelassenen Erledigung ihrer Aufgaben befähigt.

5. Was sollen die Pfarrer*innen? Die künftige Kirche ermöglichen

Zwischen dem beruflichen Anspruch, die Kirchlichkeit einer sozialen Organisation zu gewährleisten, und der Verheißung, das *verbum externum* oder den Geist Gottes in der theologischen, vor allem der kollegialen Praxis des Berufs selbst zu erfahren, zwischen jenem pastoralen Handeln-Müssen und diesem pastoralen Erfahren-Können liegen für die pastorale Berufsgruppe, auch das ließe sich an vielen Beispielen beschreiben, offenbar erhebliche »Erprobungsräume« oder »Freiräume«.³³ Nimmt man ernst, dass es im Grunde nur wenige Pflichtaufgaben gibt, die die Pfarrer*in – je nach Situation und Begabung – nicht getrost Anderen überlassen könnte (s.o. 3), dann sollte (!) sie – nochmals: vor allem in der kollegialen Beratung – zahlreiche Möglichkeiten finden, die Kirche nicht nur in ihrem Grund zu gewährleisten, sondern in ihrer konkreten Ausformung je neu zu gestalten. Es sind nach meiner Überzeugung vor allem die Pfarrer*innen, die für die Transformation der Kirche, für die Erprobung neuer Praxisformen Verantwortung tragen.³⁴

Die Tagung in Hofgeismar war nicht zuletzt darin anregend, dass sie viele dieser Möglichkeiten pastoral-beruflicher Kirchen- und Selbsttransformation konkret vorgeführt, entfaltet und reflektiert hat. Ich brauche hier daher nur einige Stichworte zu nennen – in der Hoffnung, nun am Ende nicht selbst Deskriptivität und Normativität zu verwechseln.

Dessen eingedenk sei etwa daran erinnert, dass die institutionellen und organisatorischen Privilegien, die die pastorale Berufsgruppe gewiss noch eine Weile genießen wird, eingesetzt werden können zur Stärkung »multiprofessioneller Netzwerke«, zur Ermutigung ehrenamtlicher Initiativen, zur gemeinsamen Entwicklung neuer christlicher Lebens- und Arbeitsformen. Für die Pfarrer*innen selbst wird es darum gehen, die faktische Zusammenarbeit, die in den o.g. kollegialen Gruppen immer schon praktiziert wird (s.o. 4), energisch auszubauen, und zwar nicht, um die kollektive Kränkung zu zelebrieren, sondern um gemeinsame Kreativität zu entfalten. Auf diese Weise sollte (!) die Kommunikation des autonomen Wechsels (R. Schnelle), oder die Praxis des

Unverfügbaren, die den Grund des pastoralen Berufs bildet, dem ganzen vielfältigen Leben der Kirche zur Verfügung gestellt werden.

Anmerkungen:

¹ Ich danke den Veranstaltern: der Akademie der Versicherer im Raum der Kirche, dem Kirchenamt der EKD und dem Sozialwiss. Instituts der EKD, für die Ausrichtung einer sehr anregenden Tagung.

² Vgl. Gerhard Ebeling: *Luther. Einführung in sein Denken*, Tübingen 1964 (NA 2006).

³ Das ist eine Grundthese von Jan Hermelink: *Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche*, Gütersloh 2011, die im Fachweithin auf Zustimmung gestoßen ist.

⁴ Vgl. etwa kurz und klar Isolde Karle: *Wozu Pfarrerinnen und Pfarrer, wenn doch alle Priester sind? Zur Professionalität des Pfarrberufs*, in: *DtPfbI* 109 (2009), 3–9.

⁵ Vgl. dazu Hermelink, *Kirchliche Organisation*, a.a.O. (Anm. 3), 126ff.

⁶ Nicht von ungefähr ist die Visitation ein zentrales Medium kirchlicher (Selbst-) Leitung, und nicht von ungefähr sind Exkursionen oder »Lernreisen« im Studium wie in der kirchlichen Fortbildung höchst beliebt.

⁷ Vgl. Roswitha Bodenstern u.a. (Hg.), *Kirche als Lerngemeinschaft. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der Ev. Kirchen in der DDR*, Berlin/DDR 1981.

⁸ Die/den Sprecher*in dieser mündlichen Äußerung kann ich leider nicht mehr angeben. Aber der Satz ist m.E. nicht untypisch für die kirchlich-professionelle Sichtweise auf das eigene Handeln.

⁹ So stellt die Kirchenverfassung der Hannoverschen Landeskirche sich gleich im ersten Absatz ihrer Präambel unter den »Auftrag Jesu Christi zur Verkündigung des Evangeliums«. So heißt es in der geltenden Verfassung von 1971 wie in der ab 2020 geltenden Neufassung.

¹⁰ Vgl. *Pfarrdienstgesetz der EKD* (2010), § 3 (2) oder § 11 (3).

¹¹ Vgl. umfassend etwa die ekklesiologischen Reflexionen von Eilert Herms: *Kirche – Geschöpf und Werkzeug des Evangeliums*, Tübingen 2010.

¹² Manfred Josuttis: »Unsere Volkskirche« und die Gemeinschaft der Heiligen. *Erinnerungen an die Zukunft der Kirche*, Gütersloh 1996, 12 u.ö..

¹³ Vgl. dazu Isolde Karle: *Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft*, Gütersloh 2001; oder Michael Klessmann: *Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie*, Neukirchen-Vluyn 2012, 214ff.

¹⁴ Vgl. dazu die im Herbst 2019 erscheinende Untersuchung von Ricarda Schnelle: *Gemeinsam autonom sein. Eine Untersuchung zu kollegialen Gruppen im Pfarrberuf* (APrTh 76), Leipzig 2019. Dazu s.u. Abschnitt 4.

¹⁵ Zum hier vorausgesetzten Institutionsbegriff vgl. Hermelink, *Kirchliche Organisation* (Anm. 3), 103ff.

¹⁶ Zum methodischen Vorgehen im Ganzen vgl. meinen Beitrag Jan Hermelink: *Gegenwärtige Anforderungen an den Pfarrberuf. Empirische, soziologische und theologische Überlegungen*, in: Jan Hermelink: *Kirche leiten in Person. Beiträge zu einer evangelischen Pastoraltheologie*, Leipzig 2014, 239–263.

¹⁷ Manfred Josuttis: *Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie*, Gütersloh 1982, bes. Kap. 1.

¹⁸ Vgl. Manfred Josuttis: *Der Kampf des Glaubens im Zeitalter der Lebensgefahr*, München 1987.

¹⁹ Vgl. Volker Drehsen: *Die angesonnene Vorbildlichkeit des Pfarrers. Historische Reminiszenzen und pastoraletische Überlegungen*, in: PTh 78 (1989), 88–109.

²⁰ Michael Herbst hat in Hofgeismar auf die dänische TV-Serie »Die Wege des Herrn« hingewiesen, die die tiefgreifenden Auswirkungen der »angesonnenen Vorbildlichkeit« an einer ganzen Familie von Pfarrern anschaulich macht: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/serien/die-daenische-serie-die-wege-des-herrn-bei-arte-15914626.html> (letzter Zugriff im Juni 2019).

²¹ Vgl. Andreas Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin 2017.

²² Vgl. Herms, *Kirche* (Anm. 11), 218ff, 242ff u.ö.

²³ In der Diskussion in Hofgeismar wurde gefragt, ob denn auch das vierte theologische Attribut der Kirche, deren Einheit, im Pfarrberuf zum Ausdruck komme. Mir scheint das schwierig, weil die evangelische Auffassung der Kirche ja aus guten Gründen gerade darauf verzichtet, die *unitas ecclesiae* zu akzentuieren oder gar an bestimmten personalen Ämtern festzumachen.

²⁴ Vgl. dazu nochmals Herms, *Kirche* (Anm. 11), 207ff: »Das evangelische Pfarramt als Leitungsamt« (2002).

²⁵ Die folgenden Ausführungen skizzieren einige Gedanken, die ich in meinem Beitrag »Berufung zur Freiheit und berufliche Kompetenz. Überlegungen zum Studium der Theologie« entwickelt habe, vgl. Hermelink, *Kirche leiten in Person* (Anm. 16), 220–238, bes. 228ff.

²⁶ Dieser Begriff soll hier wie im Folgenden für alle eigenständigen Organisationsformen des kirchlichen Lebens stehen, also etwa auch für Personalgemeinden, diakonische Einrichtungen, Kirchenkreise und Sprengel, Evangelische Akademien und Klöster, etc.

²⁷ Eine ausführliche Begründung dieser – gewiss strittigen – These findet sich in Jan Hermelink, *Der evangelische Pfarrberuf: ein kirchliches Leitungsamt im Kontext sozialer und organisatorischer Pluralität*, in: Ders., *Kirche leiten in Person* (Anm. 16), 9–38, hier 30–32.

²⁸ Vgl. zum Folgenden Ricarda Schnelle: *Gemeinsam autonom sein. Eine Untersuchung zu kollegialen Gruppen im Pfarrberuf*, 2019 (s.o. Anm. 4).

²⁹ Mit den »kollegialen Gruppen« sind also keine pflichtmäßigen Konstellationen gemeint, sei es im Teampfarramt oder im Pfarrkonvent, sondern dezidiert freiwillige, selbst organisierte Gruppen.

³⁰ Ein aktuelles Beispiel dieser Verbindung ist das sog. Kugellager-Modell: »Das Pfarrbild kommt ins Rollen«, das eine Gruppe jüngerer Pastor*innen aus dem Kirchenkreis Hamburg Ost erarbeitet und 2017 publiziert hat: https://www.kirche-hamburg.de/fileadmin/kirche_hh/kirchenkreis_hamburg-ost/U45/Kugellager_neu_final.pdf (letzter Abruf 3. 07. 2019).

³¹ Vgl. zu diesem Gedanken Hermelink, *Berufung zur Freiheit und berufliche Kompetenz. Überlegungen zum Studium der Theologie*, a.a.O. (Anm. 25), 234ff.

³² Vgl. Sabine Hermisson: *Spirituelle Kompetenz. Eine qualitativ-empirische Studie zu Spiritualität in der Ausbildung zum Pfarrberuf*, Göttingen 2016.

³³ Vgl. die gleichnamigen Initiativen in der Evang. Kirche in Mitteldeutschland: <https://www.erprobungsraeume-ekm.de> bzw. in der Evang.-Luth. Landeskirche Hannovers: <https://www.freiraume2019.de/startseite> (letzter Abruf jeweils 03. 07. 2019).

³⁴ Ganz ähnlich argumentiert Ulrike Wagner-Rau: *Wichtiger und unwichtiger zugleich. Pfarrberuf und religiöser Wandel*, in: PTh 105 (2016), 169–184.